

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Präzeptoratsvikari**

**Albrecht, Anton Hermann**

**Karlsruhe, [1910]**

9. Hauptstück. Eine Flugprobe des alemannischen Dichters

[urn:nbn:de:bsz:31-326815](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326815)

Dieser Grund zog auch bei dem Propst, und die Basler versicherten, sie würden nicht ermangeln, wenn der Gemeinde Weil die Ehre des markgräflichen Besuchs zu Teil werden sollte, an dieser Kirchweihe teilzunehmen. So verabschiedete man sich.

Einer der Propsteifnechte, der soeben noch die Klarinette gehandhabt hatte, ging den drei Freunden mit einer mächtigen Laterne auf dem holprigen Abstieg voran. Aber kaum waren sie in den Buchwald eingetaucht, so erklangen von der obern Terrassenmauer der Propstei durch die wunderbar milde Septembernacht die gezogenen, zitternden Klänge eines Waldhorns. Es klang wie Geistergruß, wie süße Sehnsuchtslaute nach fernen Lieben. Der Propst regalirte seine Markgräfergäste auch jetzt noch mit dem Besten, was er im Hause hatte. In Eggenen entließen sie den begleitenden Knecht mit einem guten Trinkgeld, und gingen zu Fuß nach Hertingen.

Früh zwei Uhr bellte der Bummer dem Kappi den Willkommgruß entgegen vor dem Pfarrhofstor zu Weil. Bald ward's lebendig im Haus: hinter den fenstern der Wohnstube huschten Gestalten hin und her. Der Andres öffnete schlaftrunken das Hofstor und nahm den Fuchs in Empfang. Eiseli erschien mit dem Licht unter der Haustür. Im zweiten Stock lüftete sich leise ein Umhängelein und der Vikari winkte einen Gutenmorgengruß hinauf. Man war daheim.

9. Hauptstück.

**Eine Flugprobe des alemannischen Dichters.**

Wenn unser Herrgott im September siebenzehnhundert einundneunzig den Erzengel Gabriel als Stabsfourier an den Rötler Obervogt geschickt hätte, um auf einige Tage in dem Wiesenstädtlein Lörrach Quartier zu bestellen,

Librecht, Präzeptoratsvikari.

wahrhaftig, es hätte unmöglich mehr geschehen können zur Aufnahme der himmlischen Heerscharen, als jetzt, wo der Markgraf nach langer Zeit sich wieder das erste Mal seinen lieben Oberländern zeigte. Das war ein Jubilum, ein Spektakel und ein Getreiß, wie in einem Ameisenhaufen! Jetzt konnten die dicken Vögte wieder einmal kommandieren und wettern nach Herzenslust, jetzt lernten die lendenlahmen Wächter auf einmal wieder laufen, wie die Hasen, jetzt galoppierten die Extraboten zwischen Kandern, Lörrach und Schopfren wie Feuerreiter hin und her, daß die Rundscheiben in den Bleizügen zitterten als sei der Föhn los, und daß die Hufeisen davonflogen.

Am Dienstag Morgen wußte der Obervogt nicht mehr, wo ihm der Kopf stand, aber auch der Kabisnicki nicht mehr, wo ihm der Zopf hing, ob vornen oder hinten. Die Lörracher Bürgermiliz exerzierte in antediluvianischen Uniformen, und beim Probierfeuern flogen die hölzernen Ladstecken durch die Luft, wie die Perserpfeile in der Schlacht bei Marathon. Das Lörracher Stadtorchester aber hielt seine Proben im Bären, daß der Schweiß stromweis in die Strümpfe lief und der Wein maßweis in die vertrockneten Kehlen. Die Hämmer der Zimmerleute klopften an den Ehrenpforten, und die Nadeln der Näherinnen flogen durch das gelbe und rote Fahnenzeug; des Stadtkantors Daumen und Zeigfinger war unermüdlich an den Ohrläpplein der Buben, bis die Choräle gingen. Kurz, Lörrach besand sich im Vorbereitungsstadium zur Feststimmung.

Als nun aber am Dienstag Abend eine bei Thumringen aufsteigende Rakete und das Knallen der Böller verkündeten, der Herr Markgraf fahre eben über die Lucke, da — nun da wußte der Kabisnicki wieder, daß er seinen Zopf habe.

Wir wollen uns jedoch mit den Lörracher Empfangsfeierlichkeiten nicht länger aufhalten: die geneigte Leserin

möchte doch lieber erfahren, wie es zu Weil steht. Wir begnügen uns deshalb mit der Andeutung, daß am Mittwoch großer Empfang der Lörracher Staats- und Magistratsbehörden in der Post stattfand, daß anlässlich der Vorstellung der Diözesangeistlichkeit durch Spezial Hitzig der Pfarrer von Weil die Zusage erhielt, Serenissimus werde an der am Sonntag stattfindenden Einweihung der Weiler neuerbauten Kirche mit der Frau Reichsgräfin teilnehmen.

Hebel wurde besonders gnädig behandelt und ihm vom Markgrafen versichert, daß er nicht mehr lang Präzeptoratsvikari in Lörrach sein werde, da Herr Obervogt und Spezial ihm ein ausgezeichnetes Zeugnis erteilt u. s. w. Hebel, obwohl etwas Sanguiniker, war durch die langjährigen Zurücksetzungen etwas kühl geworden, um so mehr, als der Markgraf auch gegen fast alle andern Kollegen im Lehramt und auf der Kanzel nicht karg mit Lob und Versprechung gewesen. Der Pennsylvanier geisterte merkwürdigerweise mehr als je in ihm. Hätten seine Freunde die erteilten Lobsprüche nicht auch vernommen und nach der Vorstellung ein langs und breits davon geredet, er selbst hätte sicher kein Wesens davon gemacht. Er wollte einfach abwarten, was als Niederschlag der Feststimmung, in der sich offenbar auch der Markgraf befand, zurückbleibe und nahm sich aufs neue fest vor, auf den Grund des neuesten Hofrostes kein Schloß zu bauen.

Nach der Vorstellung war dann Galatafel in der Post; dann traten die „Proteuser“ Günttert, Hebel, Hitzig und Stork, vulgo Vetter Vogt, Parmenideus, Zenoides und Netoreck (der Bammert war in Emmendingen), zu einem Extrakolloquium zusammen, um die nächstsonntägige Weiler Kirchweihe in eingehende Beratung zu ziehen.

Stork, der Lörracher Amtsaktuar, rückte seine Brille verschiedene Mal hin und her, dann schlug er vor, Hebel solle ein paar kernhafte Verse im Bauerndialekt machen,

und dann solle nach beendigter kirchlicher Feierlichkeit beim Austritt der hohen Herrschaften aus der Kirche eine Schar bekränzter Jungfern, etwa die Gustave an der Spitze, welche auch die Festrednerin wäre, dem Markgrafen und seiner Gemahlin unter Vortrag der genannten Verse einen Korb voll Herbstfrüchte überreichen; daran könnten sich dann, da jedenfalls eine Hochzeit und Taufe mit dem Weiheakt sich verbinden ließe, die ortsüblichen Bräuche und Belustigungen anschließen.

Die Freunde waren mit diesem Vorschlag freudigst einverstanden und versprachen für sich und ihre Familien kräftigste Mitwirkung zu dem Feste, denn es gab in diesen Tagen viel, viel zu tun für Dekoration der Kirche und des Dorfes; der Netoreck versprach, das Pfarrhaus in ein großes Gartenhaus umzuwandeln, denn der Markgraf würde, wie zu erwarten stand, sein Mittagsmahl dort nehmen. So trennte man sich denn, jeder Kopf voll rosiger Festentwürfe.

Hebel ging für den Nachmittag, und vielleicht auch für Donnerstag mit dem Vetter Vogt nach Weil hinaus, um dort im Gartenhaus sein Pensum zu erledigen. —

Am Mittwoch Abend also sitzt der Vikari ganz auf demselbigen Fleck im selbigen Gartenhaus, wo er eigentlich von Gott und rechtswegen am Sonntag Abend hätte sollen sitzen bleiben und abwarten, was komme. Er wäre jetzt wahrscheinlich glücklicher Bräutigam und könnte sich dann am Sonntag gleich ein Hofdiakonat vom Markgrafen ausbitten. Aber wir wissen, was das Schicksal für einen traurigen Kribiskrabis gemacht.

Nun an dem Mittwoch, an dem wir den Vikari wirklich in der Laube treffen, — sie ist noch so schön grün, wie am Sonntag, nur die an der Decke hängenden Trauben sind in den drei Tagen etwas durchsichtiger geworden, dank der Septembersonne — an dem Mittwoch ist auch

noch Zeit genug. Der Himmel ist fast noch schöner und klarer; die Vögel zwitschern auch noch und der Spätsommerflor leuchtet eben so freundlich herein aus der Blumenrabatte vor der Laube, es braucht nicht gerade Sonntag zu sein.

Heut also! Aber „nichts nutz“! pflegte später der Rheinländische Hausfreund zu sagen, wenn einer lez geraten hat! Auf dem Gartentisch lag kein Jaspis, weder der blutrote Herzjaspis noch der fahengraue Kachelfluer. Wohl sitzt der Vikari da, aber die blondlockige Pfarrjungfer einstweilen nicht dabei mit Strickete und Wollknaul, sondern bloß der Bummer liegt mit unterschlagenen Beinen und seitwärts geneigtem Kopf auf der Gartenbank einerseits, des Vikari's Affor, ein weißer dickwolliger Spitzer auf der andern Seite, und schnappt nach fliegen. Der Affor und der Bummer waren gute Kameraden. Auf dem Gartentisch aber stand ein Tintensaß und lag ein beschriebener Bogen Papier, hinter dem Ohr hat der Vikari einen Ganskiel stecken und in seinem Mund die Meerschampfeife. Sauber und reinlich sind die Schriftzüge auf dem Papier, nur wenig korrigiert oder ausgestrichen. Heitere Ruhe liegt auf dem Gesicht Hebels, er scheint mit seinem Werk zufrieden. In kaum zwei Stunden hatte er seine Gedanken, die ihm unterwegs von Lörrach her ungesucht gekommen waren, zu Papier gebracht.

Jetzt wurde der Poet in seiner Andacht unterbrochen:

Hüben und drüben fuhren Affor und Spitzer auf und hüpfen Gustave entgegen, die mit Chrüsli und Glas aufs Gartenhaus zukam und ihren Kopf in die Laube hereinsteckte.

„Ist's erlaubt“, sagte sie, „in die Hütte Jeduthuns, des Sangmeisters, einzutreten?“

„Warum denn nicht, liebste Jungfer Wunderfitzin?“ erwiderte der Vikari und sein Gesicht strahlte, die Unter-

brechung war ihm hochwillkommen, er wünschte eine Besprechung mit Gustave, er hatte seit gestern Morgen nur ein paar flüchtige Worte mit ihr wechseln können, denn er hatte ja alsbald am Dienstag morgen nach Lörrach und an der Spitze seiner Schüler dem Empfang dort anzuwohnen müssen.

„In der Schul' hab ich gelernt“, sagte Gustave, Chrüsli und Glas auf den Tisch stellend, „der Mensch besteht aus Leib und Seele: Er aber, Herr Vikarius, ist so in sein Harfenspiel vertieft, daß er Gott und die Welt, Leib und Seele, Augen und Ohren, Essen und Trinken, Haus und Hof, Acker, Vieh und alle Güter, Notdurft und Nahrung Leibes und Lebens rein vergißt! Was hat Er denn da wieder zusammengedrechselt im Bauerndeutsch? Wird was Rares sein!“

Damit griff sie nach dem Papierbogen. Hebel aber deckte zuerst beide Hände darüber, dann, als Gustave dennoch zugriff, faltete er schnell das Papier zusammen, wobei freilich ein Papierzipfel in Gustaves Fingern blieb, und fuhr damit in die linke Seitentasche seines Rockes.

„Ja, Jungfer Raubritterin“, lachte Hebel, „wenn Sie denn so gut beschlagen ist in Luthers kleinem Katechismus, weißt Sie denn nicht, daß es heißt: Du sollst nicht stehlen? Soll ich eine Kinderlehr mit Jhr halten? Ehrlich währt am längsten. Hier, Mamsell, ist ein Schlagbaum, und hier, sag ich, wird Zoll bezahlt!“

Damit ergriff er die beiden Hände des Mädchens, die sich nach dem Heiligtum in seiner Rocktasche ausstreckten.

„Und was verlangen der gestrenge Herr Schnauzius Rapunzius?“ Ficherte Gustave, und aus ihren Augen blitzte der Mutwille und leuchtete die Wonne. Der Zollgardist hatte selbst die Zollgrenze schon bedenklich überschritten.

„Hör Sie, Mamsell Wunderlieblich, das kann ich Jhr nur ins Ohr hineinsagen!“

Noch immer vom Vikari gehalten, neigte sie ihr Ohr herab an seinen Mund und er flüsterte: „Einen Kuß!“

Dabei blieb's, nämlich bei den zwei Wörtlein. Der Kuckuck weiß, ob der Vikari des Glaubens war, der Einblick in sein Manuskript müsse von Jungfer Gustave vorausbezahlt werden, und er müsse zuerst einen Kuß von ihr erhalten, das wär' ein jämmerlicher Junggesellenhochmut gewesen, oder kamen ihm in dem Augenblick elende Skrupel, daß er als noch unangestellter Pfarrer eigentlich gar kein Recht habe, eine rechtmäßige Pfarrjungfer zu küssen, der scharfsinnigste Kritiker wäre heutzutage nicht mehr imstande, herauszubringen, welcher ein Dämon, ob der des Hochmuts oder der der Demut das Herz des Vikaris verhärtete, und ein Schloß an seinen Mund hing; aber soviel ist gewiß, dem A folgte kein B.

Als die Pfarrjungfer merkte, daß dem Worte keine Tat folge, beugte sie sich zurück, lugte dem Vikari fragend ins Aug, aber er machte ein Gesicht, wie ein ertappter Dieb. Sie entzog ihm zunächst ihre Hände, und sagte dann mit einer Miene, in welcher Liebe, Zorn und Beschämung miteinander kämpften:

„So so, Herr Vikari, wo hat man derartige Manieren gelernt? Etwas in Erlangen oder im Leimstollen?“

Jetzt erst erschrak Hebel über seine Kühnheit und kein „herifrisierendes“ Wort kam auf seine Lippen. Und doch hätte wieder ein einzig Wörtlein genügt, alles ins Geleis zu bringen; aber auch das einzige Wörtlein blieb ungesprochen.

Gustave, die den Vikari in diesem Augenblick wieder nur durch die Brille der Eifersucht anschaute, redete sich sofort ein, Hebel habe nur in einem Anfall von Leichtsinne und Übermut mit ihr sein Spiel treiben wollen, sie sah sich darum durch ihr, wenn auch nur augenblickliches Entgegenneigen erniedrigt und in Zukunft dem stillen Spott

preisgegeben; sie verließ, ohne ein Wort zu sagen, die Laube. Aber sie wußte sich zu beherrschen, als ihr unter der Gartentür Eisel mit der Frage begegnete, ob ihr Vetter, der Schulmeister, zum Herrn Vikari ins Gartenhaus könne.

„Frag ihn selber“, sagte Gustave barsch, und ging ins Haus.

Hebel fühlte sich beschämt und gekränkt. Gerade heute war das Feuer seiner ersten innigen Liebe so hell aufgelodert, wie seit zwei Jahren nimmer; er hatte sich vorgenommen gehabt, heute Abend alles in Ordnung zu bringen. Und jetzt? Wieder hob Simsalirim seinen warnenden Finger, und als Eiselis glockenreine Stimme unter der Gartenhaustür ihm einen gar herzlichen Gutenabend bot, redete er sehr freundlich mit ihr. Wußte er sie und sich selbst doch ganz unschuldig an der törichten Eifersucht seiner Geliebten.

Auch mit Eisel hatte er gestern und heute kaum noch ein Wort gewechselt: er erkundigte sich jetzt nach der kürzlich verstorbenen Leimstollenwirtin, Eisel's Mutter, nach den sonstigen Bekannten ihres Heimatsortes, nach ihrer Lage und ihren Aussichten und bald war ein Viertelstündchen verplaudert, so daß der Schulmeister, für den Eisel um Audienz zu bitten gekommen war, sich zuletzt den Weg selbst suchte und den Vikari und sein Bäschen in eifrigem Gespräch traf. Eisel räumte nun das Feld und machte sich im Garten zu schaffen.

Schulmeister Bronner, der die Einübung und Führung des Jungferchors übernommen hatte, eignete sich hiezu besonders. Er war kein *ludi magister* vom gemeinen Schlag jener Zeit. Er hatte das Emmendinger Pädagogium besucht, und auch sonst einen Anlauf zum Studium genommen, war ein tüchtiger Musiker von Haus aus, und längere Zeit in Karlsruhe in einem adeligen Haus Haus-

lehrer gewesen. Noch sehr jung hatte er dann die einträgliche Schulmeisterstelle in Weil erhalten, und sich dort mit einer vermöglichen Tochter im Ort verheiratet. Er sprach aber mit Vorliebe das Hochdeutsche, während jedermann sonst, sogar der Pfarrer im vertrauten Umgang, sich des Dialekts bediente. Sonst aber war Bronner durchaus kein Pedant, sondern ein Praktikus aus dem ff.

Der Schulmeister hatte den ganzen Nachmittag, seit ihm Günttert und Hebel den Plan Netorecks entwickelt, an demselben herumgewürgt, aber die Reime im Bauerndeutsch, und gar noch vor dem Markgrafen, wollten ihm nicht hinunter. Die ganze Geschichte, kam's ihm vor, würde sich wie eine Bauernfarce ausnehmen. Daß der Vikari nicht eigenfönnig sei, wußte er, und daß derselbe sich eine nachträgliche Änderung des Festprogramms gefallen lassen würde, so weit es ihn angehe, hoffte Bronner. Also rückte er, nachdem er Hebel begrüßt, und aus dem Glase Bescheid getrunken hatte, mit seinen Zweifeln heraus.

„Ich weiß nicht recht, Herr Präzeptoratsvikarius, ich meine fast, es wär' — nun wie soll ich sagen — doch eigentlich brillanter, wenn Sie die Reimen, — mit Vergunst, wenn sie noch nicht gefertigt sind und Wohlehrwürden erst den Pegasus zu besteigen im Begriff wären — wenn Sie die Reimen in hochdeutscher Sprache abfassen würden und für die hiesige Tempelweihe ein Lied in höherer Tonart widmeten. Sie wissen, ich bin mehrere Jahre in Karlsruhe Hofmeister gewesen, und glaube nicht ganz unbekannt mit der Art zu sein, wie derengattige Föten in der Residenz arrangiert werden. So etwas gehört sich mit mythologischen Symbolen dekoriert. Als zum Exempel, mein' ich, doch ohne Präjudiz, sollten derengattige Jungfrauen in antikem Costume mit Blumenfränzlein auf dem Haupt, unter Konduktion oder Anführung derer Göttin Flora, als welche extra fein kostumiert und als Hauptperson distinguiert wäre,

um einen speziell unter der Kirchenlinde aufgerichteten Götteraltar einen Chorum oder Reigen aufzuführen, und allda das genannte Chorlied intonieren. Dann müßte die verehrliche Pfarrjungfer etwa als Göttin Hebe maskiert mit einem pathetischen Epilogus Seine Durchlaucht Sere-  
nissimum begratulieren. —“

„Bacchus aber auf einem Weinsafz daher geritten kommen“, meinte Günttert, welcher, eben herzugetreten, mit Lächeln vernahm, wie sich der Schulmeister immer tiefer ins Antike hineinphantasierte.

Hebel hatte nur mit halbem Ohr zugehört, er war zerstreut und noch zu sehr von den vorigen Eindrücken hingenommen.

„Aber Herr Schulmeister“, sagte Günttert, „woher sollen wir denn die erforderlichen Kostüme nehmen? Wir haben kein Karlsruher Hoftheater zur Verfügung und wenn wir auch auf Ihre nicht unfeine Idee eingehen wollten, die Zeit ist zu kurz, um das Erforderliche zu beschaffen.“

Hebel, der den Grundsatz hatte „Schuhmacher, bleib beim Leist“ ließ, während Liseli kam, um den Gartentisch zum Nachtessen zu decken, seinen Blick über das schlanke, gewandte Mädchen hingleiten, und mußte sich gestehen, daß sie und Gustave auch dem antiken Kostüm keine Un-  
ehre machen würden, aber der mimischen Kunst der übrigen Dorfsjungfrauen traute er doch nur halb. Es erhob sich, während die drei verschiedenemal den Gartenweg hin- und herwandelten, eine lebhafte Debatte, denn Bronner ließ das Knöchlein, in welches er sich nun einmal ver-  
bissen hatte, nicht so leicht fahren. Schließlich machte der Vetter Vogt den Vorschlag, man solle die Sache durch die Hauptperson, die Festkönigin Gustave, entscheiden lassen. Daß Hebel sein Poem schon fertig in der Tasche habe, wußte Günttert nicht, so wenig als Bronner, und der Stabhalter mußte nicht davon. Der Schulmeister, dem

Pfarrhaus längerher befreundet und dem Pfarrer besonders zugetan, mußte natürlich als Hauptpartner in dem Streit zum Nachlassen dableiben. Er sah sich darum, während Hebel und Günttert wieder dem Gartenhaus zuzugingen, unter den herankommenden drei Frauen, Frau Pfarrer fechtin, Frau Karoline und Jungfer Gustave, um Hilstruppen um, und hatte unter der Gartentür mit letzterer, indes die übrigen bald die Suppe in Angriff nahmen, noch heimliche Zwiesprach, lebhaft an sie hingestikulierend.

Grüßlos und in tiefster Verstimmung setzte sich endlich auch Gustave. Bronner, der zu ihrer Seite Platz nahm, richtete einen fragenden Blick an Hebel und Günttert, ob der Entscheid nicht jetzt zu provozieren sei. Günttert nahm die Verstimmung seiner Schwägerin auf Rechnung der schulmeisterlichen Programmveränderung, und war sich des Sieges gewiß; Hebels Verlegenheit nahm er ebenfalls für leisen Verdruß über den herannahenden Wirrwarr.

„Gustave“, begann er, „da Dir der Herr Schulmeister schon auseinandergesetzt haben wird, um welch' hochwichtig Problema wir streiten, so sollst Du Richter sein in Israel: darum tue auf das Thor Deines Verstandes, und laß Deinen Mund Weisheit reden!“

„So wisse denn das ganze Haus Israel“, sprach sie und warf dem armen Vikari einen unheilbedeutenden, zornigen Blick zu, „daß es mir absolutement gleichgültig ist, wer die Reimen, ob im Bauerndeutsch oder im Hochdeutsch vor dem Herrn Markgrafen hersagen wird, ob die Rednerin als Göttin kostümiert oder als Bauernmaidli auftritt. Ich mach' dezidiert die ganze Geschichte nicht mit. Dezidiert, sagen die Basler!“

Während die Mitglieder der Tafelrunde über diesen allen unerwarteten Entscheid einander höchst betroffen ansahen, hatte Liseli das zweite Traktament aufgetragen. Sie hatte die Rede der Pfarrjungfer mitangehört, den

Vikari mit einem bedauernden Blick angeschaut, und als sie sich zum Weggehen drehte, flogen ihre pechschwarzen Zopfflechten, als ob sie dieselben im Unwillen geschüttelt hätte. Der Gustave war Eiseli's Blick und Zopfschwenken nicht entgangen, und abermals flog, einem scharfen Pfeile gleich, ein dunkler zürnender Blick über den Tisch hinüber gegen das Herz des Vikari. Der Vetter Vogt hatte nur einen kurzen Moment über die Lösung dieser „Karolise“ gebrütet. Auch er hatte das Zopfschwenken bemerkt, aber er glaubte darin die richtige Lösung des Knäuels zu entdecken. Er winkte dem auf tausend Nadeln sitzenden Stabhalter, welcher sich mit der Serviette unterm Arm erhob und mit Günstert die Laube verließ. Der Vetter Vogt führte den Stabhalter schier bis ans andere Ende des weilläufigen Gartens:

„Aber wir sind Kerle! Merkst Du nicht, daß sich der Schulmeister besser auf die Weibervölker versteht, als wir griesgrämige Propheten? Sind nicht die wichtigsten Staatsaktionen schon an einer zu stark angezogenen Korsettschnur oder an einem Unterrockbündel gescheitert? Da deliberieren wir über Gott und die Welt und wollen unsere sanfte Pfarrjungfer zur Festkönigin als Marktgräsermädli proklamieren, während sie wohl den Lockenkopf einer Göttin, aber bei weitem keine riesigen, anderthalb Ellen langen „Zupfen“ hat, wie sie jede Marktgräser Dorfmagd mit Stolz trägt. Sie hat sie ja kürzlich erst wegen ihres ewigen Kopfwehs müssen abscheren lassen. Fast hätte ein Toiletten-schnitzer uns das ganze Fest versalzen. Der Schulmeister hat recht, wir können Gustave nur als flora brauchen. Darum tue Buße, Stabhalter, im Sack und in der Asche, und schieb den versahrenen Karren wieder ins rechte Gleis!“

Dazu lachte der Vetter Vogt, daß auch dem Stabhalter das Mütlein sich wieder in etwas hob, wenn dieser auch einer andern Gewißheit war. Hebel nahm sich zu-

sammen, wischte, was von Demut und Selbstverleugnung in seinen Herzkammern aufzutreiben war, wie Goldstaub sorgfältig zusammen und sprach, als sie wieder zur Tischgesellschaft zurückgekehrt waren und ihre Plätze eingenommen hatten, zu Gustave:

„Liebe Jungfer Gustave, aber was soll denn aus unserm Fest und Ihrem heute gegebenen Versprechen werden? Wer anders, als unsere lebenswürdige und blondgelockte Pfarrjungfer soll dem Fürsten und der Fürstin den herzlichsten Glückwunsch der Weiler Pfarrgemeinde darbringen? Es ist ja ganz in Ihrem Willen gestellt, in welchem Kostüm sie das tun wollen: Ihrem Belieben ordnen wir uns alle und gern unter!“

Er sprach diese Worte mit solcher Innigkeit, in so herzlich rührendem Ton, als ob eine Mutter redete mit ihrem kranken Kinde.

Gustave hatte noch ein herbes Wort der Erwiderung auf den Lippen gehabt; fast wär' ihr der Vorschlag entschlüpft, Eisele solle die Stelle übernehmen, aber die letzten Worte Hebels entwaffneten sie denn doch. Sie sah ihn mit einem durchdringenden Blick an, als wolle sie den ganzen Grund seiner Seele herauskehren, aber er hielt ihn ruhig aus, diesen Blick, und endlich senkte sie beschämt ihr Auge. Sie müßte jedoch nicht Weib gewesen sein, hätte sie auf einmal allen Unmut abzuschütteln vermocht. Sie ergriff daher jetzt mit Absicht die Partie des Schulmeisters und sagte:

„Obwohl ich sehr mit meiner schwachen Gesundheit zu rechnen habe, so wäre ich doch erbötig, wenn es denn nicht anders sein kann, das Opfer zu bringen, und auf alle Gefahr hin die mir zugedachte Rolle zu übernehmen, wenn die feine Idee des Herrn Schulmeisters durchdringt. Es ist doch halt mehr Schwung in den Aufzügen, die nach der alten Götterwelt kostümiert sind, als bei den Bauernfesten, die nach der Kirbi riechen.“

Insoweit Gustave sich in diesen Worten als ein Kind ihrer Zeit zeigte, wäre nichts auszufetzen gewesen. Die Tempel, Altäre, Genien mit flammenden Herzen und Fackeln, die Nymphen und Faunen und Satyre u. s. w. kamen damals erst recht in die Mode in Deutschland auch bei Privatfesten. Aber durch Hebels Herz und Sinn wehte bereits, seit er den ersten Vers in seiner eigensten alemannischen Muttersprache aufs Papier geworfen, der Hauch des Genius einer neuen, kräftigern, natürlichern Zeit. Außerdem war ja Gustave heute Mittag Feuer und Flammen für Metorecks Idee gewesen, Hebel hatte es den ganzen Abend, so lange er sinnend und schaffend im Gartenhaus saß, verspürt, wie die herzliche innige Liebe zu Gustave ihm die Feder führte: mit gegenstandsvollerer Lust hatte er noch nie gedichtet; was mußte sie für ein prächtiges Markgräfermaidli vorstellen, daran sich selbst ein Markgraf verluegen könnte und für die verdammten „Zupfen“ hätte sich am Ende schon ein Surrogat finden lassen bei einem Basler Haarkünstler.

Der heutige Abend ließ daher einen tiefen Stachel im Herzen des Vikari zurück. Er erklärte zwar herzlich gern bereit zu sein, bis morgen ein neues Gedicht in hochdeutscher Sprache, das ganz zu der neuen Idee passe, zu liefern, aber ein unterdrückter Mißmut mußte doch aus seinen Worten zu vernehmen sein, denn Gustave erklärte nach kaum beendigtem Essen, sie müsse ins Haus, die Abendluft scheine ihr zusehen zu wollen. Sie nickte einen guten Abend und ging, bald darauf auch die beiden andern Frauen und der Schulmeister. Auch Hebel wollte aufbrechen und ins Städtlein zurück, wofür er verschiedene Ausreden suchte. Aber Günttert hielt ihn: es gelang dem Vetter Vogt jedoch nicht, das in der Rocktasche des Vikari befindliche Manuskript herauszubekommen, und erst als im Gespräch nach Tisch zwischen den beiden Freunden die

Rede zufällig auf Simsalirim, den Pennsylvanier kam, wurde auch Hebel wieder gesprächig. Er meinte, das Umsatteln zur Medizin und das Auswandern in einen andern Himmelsstrich wäre doch am Ende nicht das Schlimmste.

10. Hauptstück.

**Die Leiden eines Felpoeten.**

Was den Stabhalter am Donnerstag Morgen um den besten Teil seines Morgenschlammers brachte, war nicht etwa die Erinnerung an die Eindrücke des letzten Abends, sondern ein im untern Hausgang zwischen dem Vetter Vogt und dem Andres geführter Zwiesprach, in welchem es sich um nichts mehr und weniger handelte, als um den mutmaßlichen baldigen Tod eines Pfarrhofgenossen. Hebel konnte soviel herausbringen, daß der Vetter Vogt für den Tod der alten Mohre plädierte, während der Andres der unmaßgeblichen Ansicht war, in der jezigen noch immer heißen Jahreszeit täte man besser, das junge „Frankricherli“ auf den Schragen zu legen, es wiege doch so hundertundfünfzig Pfund, so viel könne am Sonntag bei der Kirbi schon aufgeessen werden bei den vielen Gästen, aber bei der Mohre wisse man, da sie gut zwei und ein halb Zentner schwer sei, nachderhand nicht, wie es bei dem heißen Wetter gehen werde mit dem feisten Fleisch.

Der Stabhalter legte sich auf die andere Kissenseite und nahm sich vor, über die Konzeption seiner Dichtung zu meditieren, schlief aber wieder ein. Allein er durfte sich des Schlammers nicht mehr lang erfreuen, ein Mordgeschrei weckte ihn, das Frankricherli verhauchte soeben unter dem Mehgermesser sein junges Leben als erstes Kirchweihopfer. Nach diesem poetischen Morgengruß fuhr der Vikari rasch in seine Kleider und trat ans Fenster: